

Das Unterhaltungsblatt

Nr. 12

der Vossischen Zeitung vom Freitag, 15. Januar

1926

Das Feuilleton

Von Hermann Bahr

Das „Journal des Débats“, zunächst bloß Politisches erweiternd, füllte mit der Zeit, um das Jahr 1800, ein Bedürfnis, sich zu strecken, ein Wäldchen anhängend, in dem allerdings Unwichtiges, doch der Neugierde des Lesers Erwünschtes, kaum der Rede Wertes, doch Feuilletonisches, nebeneinander aufgestellt werden konnte: als Nebenfache, Sors d'œuvre, Zugabe kam verständig das Feuilleton zur Welt, vor allem der Lust am Theatertrafick dienend, bald auch mit Hochgeboten aus der Gesellschaft aufwartend, jungen Talenten höchst erwünscht, die den Drang, öffentlich zu reden, in sich füllten, lange bevor sie noch selber recht wußten, was sie denn eigentlich zu sagen hätten.

Es war ja doch auch die Zeit einer neuen Generation, der romantischen, mit ihrer großen Angebung, zu zeigen, was sie so stark in sich bergen wüßte, doch unruhig, die wesentliche Begabung zu kommunizieren, vielmehr immer erst noch eines Winkes, eines äußeren Anlasses, einer Gelegenheit gewärtig. Diese war ihr nun vom Feuilleton gegeben, das doch auch in seiner schon durch den Raum zur kurze gebotenen Art, mehr anzuwenden als auszuführen, mehr ahnen als sehen zu lassen, mehr zu verstehen als zu gewahren, und also den Leser selber mit ins Spiel zu ziehen, recht dem abrupien Sinn der Zeit entsprach, deren Verneinlichkeit in Entwürfen, Plänen und Wagnissen ja jeder Kraft zur Form entbehrte.

Bei seiner Entstehung in Frankreich war also das Feuilleton nichts als ein großer Spaß, in dem jedermann nach Willkür, was er eben zur Hand hatte, hineinwarf; profunde Gelehrsamkeit oder einen Tageswitz oder ein eiliges Gedicht oder kritischen Spott oder einen Reisebericht oder einen Wetterbericht, Einfall und Ausfall durcheinander, je nach Lust und Laune, so daß anfangs das Feuilleton als ein fortwährend abwechselndes und eben durch diesen raschen Wechsel reizendes Amuseur auftritt, ohne jede Form. Feuilleton bezeichnet ja in Frankreich auch heute noch seine bestimmte literarische Gattung, und Feuilletonist zu heißen, gerichtet dort wieder zum Rufm noch zum Schimpf.

Erst auf deutscher Erde ist das Feuilleton ein Genre geworden. Norddeutschen klingt oft schon der bloße Name verdächtig, sie schließen daraus, daß offenbar auch das Ding selber französisch muß. Sie irren: der Stammvater des deutschen Feuilletons ist Heinrich Heine, der es sogleich auch zur Vollendung bringt. Ihm reichen sich zuweilen Worte wie im Traum, durch keinen laien Gedanken geführt, nur durch die Lust an ihrer eigenen Schönheit bewegt, so glänzend vernehmend aneinander, daß ihr hoher Klang uns, wenn auch nur einen Atemzug lang, von aller Gedankensuche befreit und wie aufzuliegen meinen, wenn wir uns auch dabei bewußt bleiben, daß es nur ein käufliches Spiel ist und er uns gleich wieder auf den harten Boden der Wirklichkeit niederzwingt und dazu noch auslachen wird. In alten Zeiten hoher Kraft fühlten sich Erwählte zuweilen aus sich weg zur Verklärung einer anderen, den Sinnen unerreichten Welt entrückt. Davon hat Heine gehört, möchte es gern glauben, kann's aber nicht, und so magt er, halb aus Sehnsucht, halb zum Spott, ein Wortspiel daraus. Das ganze „junge Deutschland“ lebt dann in und von solchen idealistisch gemischten Wortspielen, deren „Waldschmerz“ erst gefährlich wird, wenn er tätig zu politisieren beginnt. Doch das junge Deutschland lernte nach 48 sehr rasch sich wieder entpolitisieren. Es riet sich ins Theater oder in die Presse. Das deutsche Feuilleton entstand, aus Erinnerung an den heimischen, gewählig durch Anpassung an den Geschmack des inwärtigen wieder loyal gewordenen liberalen Bürgers.

Es entstand zunächst in Wien, das damals noch die Herrschaft über den deutschen Geschmack bewahrte. Hier war noch aus der barocken Zeit her ein starkes Gefühl für Form lebendig, nicht bloß im Adel, sondern auch in den neuen, sich rasch die geistige Verschiedenheit über die Stadt aneignenden und über die Rechte der Macht auch ihrer Pflichten keineswegs vergessenden Schichten des Gebirgsbürgertums und in der sie leitenden Presse. Diese kannte den Wiener und begriff rasch, daß wenn er sich auch durchaus erneut und glorieus verjüngt zu haben meinte, seine Hauptpassion doch dieselbe blieb, die ihn zur Zeit des guten Kaisers Franz, dieses Österreichers, für den berühmten Stauer Schmiedern ließ; Stauer war der große Feuerwerker, er erliebt daher offenbar ein Symbol seiner geistigen Sinesität. Aus dieser Erkenntnis holte sich die Wiener Presse der Bürgerlichen Zeit den Grundstoff, in jeder Nummer ein neues Feuerwerk abzubrennen, immer wünschend den prächtigen Glanz des gelirigen noch überlebend. Jede Nummer war ein Feuerwerk, das nun aber in sich selbst wieder dann noch ein besonderes enthielt, gemessenmaßen das Sublimat des ganzen Wesens aller Wortkunstwerke: das Feuilleton. Es hat mühsam genug erarbeitet werden müssen und verdiente einmal in seiner Entwicklung dargestellt zu werden; mit Bauerfeld beginnt sie, dem eine lange Reihe emulger Arbeiter folgt, bis ihre Form vollendet in zwei Weisungen auftritt, deren großen Griff es gelang, das Stoffliche, das ihnen der Tag, ja oft genug der Augenblick zuwarf, so völlig zu verflüchten, daß der äußere Anlaß sich unter ihrem Druck nicht lediglich in ein durch den Raum begrenztes und doch aber Grenzen spottendes und den befreienden Schein einer unendlichen Bewegung verzaubertes Spiel verwandelte, ein Spiel von Laune, List und Liebe, von Weisheit und Weisheit, von ganz in Ueberrump eingeschlepptem Lebensernst. Die beiden Meister waren zwei Ed. wem, Rudolph Geydahl und Hugo Wittmann am Um. Der Erste blieb in Berlin; Fontane konnte den Feuilletonisten, zu dem er geboren war, nur in seinen Briefen und gelegentlich zwischen den Zeilen seiner „Wanderungen“ aufzufinden lassen.

Wie Desterreicher sind nicht unabhären, aber verlässlichen Gemüts, und gar der Wiener kennt seine Pflichten ganz genau, er hat nur halt nie die Zeit dazu. So haben wir über

Wierzig Monate im Polareis

Der Rundfunk als Retter

Bericht für die „Vossische Zeitung“

* Kopenhagen, im Januar

Ueber die Polarmeere-Expedition des Anundfischen Schiffes „Maud“, die hauptsächlich der Erforschung der meteorologischen, ozeanographischen und magnetischen Verhältnisse im Polarmeere galt, sind jetzt Berichte in die Öffentlichkeit gelangt.

Die „Maud“, die mit acht Mann Besatzung unter der Führung Dr. S. U. Sverdrups am 29. Juli 1922 Point Hope verließ, hat insgesamt 40 Monate im Polarmeere zugebracht und dabei ihre Qualität als Polarschiff aus glänzender Bewährtheit, indem sie im Kampf mit den immer von neuem anrückenden Eismassen, die Hunderte von Schiffen dem Untergang weihen, und auf denen sie oft lange Zeit mit dem ganzen Dampf sichtbar war, nur ein geringfügiges Leck adpter erhielt, das ihre Wanderfähigkeit nicht beeinträchtigte.

Wie beschaffen, ging die Fahrt größtenteils nicht mittels eigener Kraft voran, sondern indem das Schiff in das Treibeis hineingetrieben wurde, welches das Schiff einen ganzen Winter an ungelagerte Berleiten Stelle hin und her trieb, und auch die erhoffte Route über den Pol nicht einfügig. Die höchste nördliche Position wurde mit 70 Grad 50 Min. in der Nähe der Neufährischen Inseln erreicht, nahezu derselben Stelle, an der im Jahre 1893 Paulsen berühmten Spähzug „Trom“ scheiterte. Räte Dr. Sverdrup nicht die Bestimmung von Anundfischen erhalten, weitere Versuche aufzugeben und nach Home zurückzukehren, wäre es dank der glücklichen Stromverhältnisse sehr wohl möglich gewesen, eine Seefahrt über den Pol durchzuführen, doch würde dies Unternehmen immerhin einen Zeitraum von gegen drei Jahren beanspruchen haben.

Die größte Gefahr an Bord eines Polarschiffes besteht, nächst dem Kampf mit dem Eis, in der fürchteren Anonomie des tagtäglich Lebens, die leicht dazu führt, daß auch die besten Freunde sich nach einer gewissen Zeit nicht riechen können. Eine wahre Medizin für die solcherart erkrankten Gemüter ist im Rundfunk entstanden, der denn auch, neben einem Grammophon und einem Kinoparagraf, die bis zur Erfindung funktionierten, zur Befreiung und Erheiterung der Besatzung der „Maud“ bestrug und ihnen den Kontakt mit der zivilisierten Welt sicherte. Der Sender der Expedition konnte nur in der Winterzeit zur Verwendung gelangen, aber an jedem Sonntagabend spendete der Empfänger der Expedition sehr häufig erwartete Nachrichten aus der großen Welt und von ihren Lieben. So blieb der „Einlamtelshoh“ aus, und zwischen allen Mitgliedern herrschte während der langen Zeit in der Polarwüste das beste Verhältnis.

Ueber die wissenschaftlichen Ergebnisse äußert sich Dr. Sverdrup u. a., daß umfassende Untersuchungen der Gezeiten, die an den

nordöstlichen Küsten zwischen Point Barrow, Alaska und dem Kap Eklustin — dem nördlichsten Punkt des asiatischen Festlandes — angestellt wurden, ergeben, daß die Gezeiten faktisch aus nördlicher Richtung kommen und es den Anschein hat, als komme die Flutwelle direkt von der europäischen Seite quer über das Polarmeere nach den Küsten Sibiriens und Alaskas, ohne unterwegs hindernden Landmassen zu begegnen.

Dies steht im Gegensatz zu der Hypothese des verstorbenen amerikanischen Gelehrten, Prof. William H. Harris, nach der sich in unbekanntem Gebieten des Polarmeeres zwischen der Westengland und dem Nordpol ausgebreitete Landmassen befinden sollen. Prof. Harris' Hypothese fußt auf Überflüssen über die Gezeiten, die er an zwei Stellen des nördlichen Gebietes anstellte, aus dem die „Maud“ jetzt zurückgekehrt ist.

Eine weitere interessante Beobachtung, die Sverdrup in bezug auf die Gezeiten machte, bestand darin, daß die Gezeiten in einer Küstenerweiterung von Hunderten von Meilen insofern einen starken Widerstand zu überwinden haben, als sich die Flutwelle ihren Weg durch die verhältnismäßig dünne Wasserfläche zwischen dem Meeresboden und der die Oberfläche bedeckenden Eisschicht bahnen muß, wodurch die Energie der Welle so stark gebrochen wird, daß beim Erreichen der Küste nur noch wenig von ihr übrigbleibt.

Die niedrigste Temperatur, die während der Fahrt registriert wurde, betrug 51 Kältegrade Fahrenheit (= -40° Grad Celsius). Drachmometerlesungen enthielten den interessantesten Umstand, daß die niedrige Wintertemperatur auf eine Luftschicht von ungefähr 400 Fuß über dem Eis beschränkt ist. Oberhalb dieser Höhe steigt die Temperatur schnell um durchschnittlich 12 Grade, welche Zunahme bis zu einer Höhe von 2000 Fuß anhielt, von wo ab wieder ein Fallen der Temperatur eintrat. Das Polarmeere ist demnach im Winter von einer dünnen Schicht kalter Luft bedeckt, über der sich eine wärmere Schicht befindet. Das ist daraus zu erklären, daß die Luft durch ihre Verdrängung mit der Schnee- und Eisschicht abgelöst wird. Die kalte Luft bleibt infolge ihrer Schwere in der Erdnähe, während sich die warme oberhalb einer gewissen Grenze lagert.

Die Erkenntnis von dieser „kalten Luftschicht“ verspricht von fundamentaler Bedeutung für das Verständnis der meteorologischen Verhältnisse über dem Polarmeere zu werden.

Dr. Sverdrup betont mit Recht, daß nicht nur die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition die wissenschaftlichen Arbeiten ausführten, sondern daß die ganze Besatzung der „Maud“ mit größtem Eifer daran teilnahm. Ohne diese Zusammenarbeit würde das Ergebnis nicht so reich geworden sein. Wenn sich aus der kritischen Durchsicht der Observations wertvolle wissenschaftliche Ergebnisse herausstellen, so müssen sich die Wissenschaftler der Expedition mit allen anderen Teilnehmern in die Ehre teilen.

II. T.

Die erkannte Unbekannte

Von Friedrich Raff

Ich habe ähnliche Aufforderungen schon des öfteren gelesen, ich weiß nicht, warum sie mir diesmal mehr zu denken gibt als sonst. Vielleicht ist es der Platz, der mich reizt. Diese sind eben doch etwas anderes als Handbillschen. Die Aufforderung lautet: „Die Person, die am Mittwochabend in der letzten Vorstellung im Lustspielhaus den grauen Überpelz mitnahm, wurde beobachtet und ist erkannt. Falls nicht sofortige Rückgabe erfolgt, wird Anzeige erstattet.“

Vor allem interessiert mich der Film. Es muß schon ein guter Film sein, der die Aufmerksamkeit einer Dame darauf fesselt, daß sie darüber ihren Pelz vergißt, der eigentlich die ursprüngliche Ursache des Kinobehagens war. Allerdings, so schnell schon der Film doch nicht, daß der unbekannte Pelzinteressent das Schien vergaß. Es kommt jedoch dabei darauf an, ob der Pelzjäger beruflich, also mit Entwürfnungsabsichten, das Kino aufsucht, dann konnte der Film so gut sein wie er wollte, das noch so erschröckende Geschick der Selbstin durfte den Mann während seiner Geschäftsstunden nicht berühren. Er war ja nicht zum Vergnügen da, um sich von der Dina ergreifen zu lassen, sondern seine ganze Aufmerksamkeit auf darauf gerichtet, irgendeine glänzende Gelegenheit zu ergreifen, ohne dabei selbst gefangen zu werden. Vielleicht aber war eben dieser Pelzjäger ein sehr geistvoller Kinobesucher, und dann wäre der Name der Dina oder des Regisseurs von Interesse, dem diese Genesman eine solche Entgegnung des Publikums antraute, daß er die erregte Ergritterung zur Ausübung seines nicht abendmäßig vorgebildeten Berufs für günstig erachtete. Nicht ausgeschlossen ist es auch, daß dieser Mann, wenn er nun zufällig erwirkt worden wäre, von Niedergang des Films gesprochen hätte.

Was es übrigens ein Mann? Die Aufforderung zur Rückgabe, widrigenfalls... spricht kurz und direkt von einer Person. Ich kenne die besthöfene Dame nicht, aber ich bin überzeugt, daß kein Mensch die müßerliche „Person“ beobachtet und erkannt hat. Es ist mir rätselhaft, was sich die Dame von ihrem Inferat verspricht. Jede Dame, die überhaupt jeder Bekanntheit, würde den erkannten Dieb auf der Stelle verhaften lassen, schon deshalb, weil die dramatische Atmosphäre des Kinos so dramatischen Aktionen anregt.

Aus diesem Grunde interessiert mich auch am meisten, was der neue Pelzbesitzer, die erkannte Person, über die Aufforderung zur Rückgabe denkt. Ohne selbst je etwas gestohlen zu haben, müßte ich ihn, daß die Dina einige Tage vorüber auf dieses Inferat gewartet hat und erst durch sein Erscheinen völlig beruhigt wird. Bis zur Verhaftung war immer noch die Furcht dagewesen, daß wirklich irgend

Vorträge in der amerikanischen Ausstellung. In Verbindung mit der umfassen „Ausstellung neuer amerikanischer Baukunst“, deren Eröffnung am Pariser Platz, wie in der „Vossischen Zeitung“ bereits mitgeteilt wurde, am 14. Januar stattfindet, wird die Akademie der Künste mehrere Vorträge veranstalten. Den ersten Vortrag (am Eröffnungstage abends halb 8 Uhr im großen Sitzungssaal der Akademie) hat Werbungsdirektor Dr. Schmidt aus Essen übernommen, der als eine hervorragende Autorität auf länderkundlichen Gebiete gilt; er wird über „Architekturen und Erfindungen aus dem Südbereich der U. S. A.“ sprechen. Am 19. Januar wird sodann Dr. A. D. Vertling, der Leiter des Berliner American-Instituts, „Formen des amerikanischen Bauwesens“ behandeln. — An dem Handbuckelmann dieser Architektur-Ausstellung hat Geh. Rat Edmund Schüller, dessen kunstwissenschaftliches Wirken aus seiner früheren Tätigkeit im Auswärtigen Amt noch in gutem Gedächtnis ist, hervorragenden Anteil. Er war es, der bei wiederholtem Antritt in Ausceitlich Verhältnisse zwischen dem Institut und dem Institut das reiche Material zusammengetragen hat.